

# Ein Dichter und sein Verleger

(Nach bisher unveröffentlichten Reuter-Briefen)

Dr. Gerhard Ringeling

Eine Mappe mit über sechzig Reuter-Briefen an den Verleger hat der Hinstorffverlag in seinem Archiv, eng beschrieben, in dem feinen, flüssigen, ein wenig nervösen Duktus des Dichters. Sie sind nicht vollständig — mitunter ist ein Stück herausgeschnitten, ab und an scheint ein Blatt zu fehlen, und doch als Ganzes geben sie ein getreues Bild von dem Verhältnis zweier seltsamer Menschen zueinander. Dabei handeln sie durchweg von trocknen, geschäftlichen Angelegenheiten, und der Inhalt dreht sich zumeist um Geldforderungen, Abrechnungen und Geschäftskontrakte.

Ein Kapitel vom unbekanntem Fritz Reuter — das ist der Eindruck, den man beim Durchlesen erhält.

Aber vielleicht ist uns die Persönlichkeit des Dichters überhaupt weit stärker verschlossen, als wir gemeinhin ahnen. Früh hat sich die Legende seiner Gestalt bemächtigt und sie zu einem Typ umgestaltet, hinter dem der Wesenskern des Menschen verschwand. Wie so oft — gerade beim Humoristen — verwechselte man den Schöpfer mit seinen Geschöpfen, und so entstand die Vorstellung des breitgemüthlichen, ein wenig philiströsen Stammtisch-erzählers, wie sie auch in den wenig erbaulichen Reuterbildern ihren Niederschlag gefunden hat.

Und doch, es sollte zu denken geben, daß der Dichter nie sein eigenes Erleben im Kunstwerk gestaltet hat. Selbst in der „Festungstid“, einer Icherzählung, wird an letzte Abgründe kaum gerührt. Tiefster Schmerz, das tragische Verhältnis zu seinem Vater, findet keine Darstellung. Trotz allen Singens und Klingens seiner Verse — etwa in „Kein Hüfung“ — ist Reuter kein Lyriker. Steckt Klaus Groth in jeder seiner Gestalten drin, so Reuter in keiner. Er ist Epiker in seltener Strenge: er schafft Raum und Landschaft und bevölkert sie mit seinen Gestalten. Er läßt sie lachen und weinen und ihr Schicksal erfüllen, es sind seine Geschöpfe, aber sie sind nicht er selbst. Reuter, der Mensch ist uns unbekannt, sicherlich viel unbekannter, als wir annehmen.

Die uns vorliegenden Briefe nun bieten einen selten glücklichen Beitrag zu einer

Beurteilung seiner Persönlichkeit. Hier tritt uns nämlich der Dichter als handelnder Mensch entgegen, in einer Auseinandersetzung mit der nüchternen Realität des Lebens — der nüchternsten, die es gibt — dem Geld. Und wie erscheint der „gemüthliche Stammtischplauderer“, der Erzähler, der dem niederdeutschen Hang zur Sentimentalität manches Opfer gebracht hat, der Zeit seines Lebens im Rausch vergeudetete im hohen wie im niederen Sinne des Wortes? Es läßt sich in einem Satze knapp und treffend sagen: Als ein kluger, zäher und völlig unsentimentaler, rücksichtsloser Geschäftsmann. Er reitet seinen „alten Esel Hinstorff“ mit Peitsche und Kandare und preßt aus ihm heraus, was herauszuholen ist. Er ist da mißtrauisch, ohne jeden Humor, er spart da nicht an Vorwürfen und Schelten, er wird nicht müde, ihm immer wieder vorzuhalten, daß er doch recht eigentlich an ihm höchst ungemessen verdiente, daß er seinen Reichtum ihm verdanke, und seine Invektiven bei der geringsten Differenz streifen oft hart an Beleidigungen. Man ahnt, warum hier und da Briefe fehlen und warum Teile herausgeschnitten sind.

Der Briefwechsel zwingt uns nun aber auch, eine wesentliche Korrektur vorzunehmen an dem Bilde einer anderen Persönlichkeit, an Reuters Verleger, Detloff Carl Hinstorff.

Schon 1912 hatte Otto Heidmüller sich in einem Vortrage in der Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung gegen die Legende gewandt, als ob der Hinstorffverlag gewissermaßen den Löwenanteil an den Einnahmen aus Reuters Werken gehabt habe. Davon kann keine Rede sein. An Reuter und seine Erben sind rund eine Million und hunderttausend Mark ausgezahlt worden; das ist relativ und absolut mehr, als Goethe und seine Erben erhalten haben. Seit dem Jahre 1863 erzwingt Reuter von seinem Verleger einen Kontrakt, nach dem ihm von dem Verkaufspreise eines Bandes ein Drittel gezahlt wird. Ein Drittel erhält die Sortimentsbuchhandlung (wenn sie bar bezahlt, sonst 25 v. H.), im letzten Drittel stecken Druck, Papier, Vertriebskosten und

Otto Speckter († 1871)

Illustration zu „Hanne Nütte“ (15) Wismar, Klostock und Ludwigslust 1868



„Un as hei sung sin Led tau End,  
Dunn würd sit achter em war rögen,  
Un as hei dornah üm sit wen't,  
Kieft em de Smädgefell entgegen.“

Ein Dg kieft höhnschen un verglast  
In ehren lust'gen Kreis herin,  
Un in sin Minen hadd de Sün'n  
Mit all ehr Wuth herümmer rast.“

Gewinn. Dieser betrug nach einer Äußerung Heidmüllers ein Neuntel des Ladenpreises für den broschierten Band. Es ist also nichts mit den angeblichen Riesengewinnen Hinstorffs und erst recht nichts mit dem „bescheidenen“ Honorar des Dichters. Im Gegenteil, Reuters Honorarforderungen waren ungewöhnlich hoch und die Gewinne seines Verlegers auf Jahre hin so gering, daß seine Kontrakte mit Reuter sein Geschäft ernstlich gefährdet hätten, sobald der Absatz einmal eine Stockung erfuhr. Das liegt begründet in dem Zahlungsmodus, den Reuter ein für allemal forderte und erhielt. Bereits in dem ersten Angebot an Hinstorff, das Reuter im April 1858 an ihn richtet, heißt es — bei im übrigen noch gemäßigten Bedingungen — „mein Part müßte ich gleich haben“. Dabei ist es geliebt. Das bedeutete aber, daß das Honorar zu bezahlen war, ehe auch nur ein einziges Exemplar verkauft, ja sogar ehe der Druck beendet war. Der Verleger aber hatte seine Einnahmen erst im nächsten Jahre zu Ostern. Dabei hielt sich Reuter gesichert, indem er sich einen Wechsel geben ließ über das Gesamthonorar, sobald eine neue Auflage

vom Verlag angemeldet wurde. Davon wurde ein Drittel beim Beginn des Druckes oder, falls es sich um ein neues Werk handelte, bei Einsendung des letzten Manuskriptbogens fällig, die anderen Drittel zum meist nach drei Monaten, oft aber auch nach einem oder anderthalb Monaten. Der Dichter sah dabei seinem Verleger scharf auf die Finger. Wehe, wenn ihm der Rand der Broschüren zu schmal erscheint! Und sacktiedegrob wird er, als einmal der Druck etwas kompakter ausfällt und sich die Zeilenzahl von 23 auf 27 pro Seite erhöht. Einmal ist ihm wiederum die Ausstattung zu minderwertig, da heißt es: „Mit dem höchsten Mißfallen habe ich gesehen, daß du die drei Auflagen der älteren Sachen auf das erbärmlichste ausgestattet hast, wie Bücher über Blutegezucht, Viehjarzeneibücher und solche, die den persönlichen Schutz sich zur Aufgabe gestellt haben. Denn selbst das jämmerlichste lyrische Gedudel wird jetzt dem Publikum in einem anständigen Gewande geboten. Ist denn der Inhalt nicht so viel wert, daß er dem Publikum in besserer Außenseite geboten werden kann? Dder hast du noch nicht genug an meinen Schreibereien

verdient, daß du dieselbe in wahrer Lumpentracht auf den Markt führen mußt? Jeder, der diese mißhandelten Produkte meines Fleißes und Talentes sieht, ist empört darüber, daß ich es noch nicht dahin gebracht habe, sie wenigstens mit dürftigem Affichenpapier bekleiden zu können.“ —

Daß Hinstorff sich drehen und winden mußte, um die Ansprüche seines immer berühmter werdenden Autors zu erfüllen, und daß ihm trotzdem nur eine sehr bescheidene Verdienstsparne blieb, hat der Autor niemals begriffen. —

Nun könnte man meinen, der Hinstorffverlag sei ein ganz unbedeutendes Unternehmen gewesen, wenn es durch die Honorarforderungen Reuters wirtschaftlich gefährdet werden konnte. Es hält sich ja auch immer noch hartnäckig die Legende, als ob der Verlag erst durch Reuters Werke emporgekommen sei. Nichts ist falscher als diese Annahme, wenn sie auch immer wieder kolportiert wird. Zu der Zeit, wo Reuter sich mit Hinstorff verband (1858), war dieser bereits der Verlag in Mecklenburg. Er hatte nicht weniger als 16 periodische Zeitschriften laufen, und was sonst an wissenschaftlichen Werken erschienen war, davon gibt der Jubiläumskatalog vom Jahre 1911 ein eindrucksvolles Bild.

Und doch ist es keine leere Behauptung, wenn vorhin gesagt wurde, daß die Kontrakte mit Reuter für das Geschäft lange eine Gefahr bedeutet haben. Als Hinstorff einmal von dem großen Verleger Perthes in Gotha gefragt wurde, welche Honorare er an den Dichter zu zahlen habe, und offen Bescheid gab, schlug jener die Hände über dem Kopf zusammen und brach in die Worte aus: „Aber Hinstorff, wollen Sie sich denn mit Gewalt ruinieren!“

Es gibt aber einen noch gewichtigeren Kronzeugen für die obige Behauptung, und das ist Fritz Reuter selber. So lange er mit seinem Verleger feilscht, ist seine Rechnung klar und einfach: er rechnet, wie er es als Selbstverleger gelernt hat: Papier, Druckkosten, Sortimenterausschlag und Honorar. Damit ist der Preis für ihn bestimmt. Daß es noch so etwas gibt wie Geschäftsunkosten, daß auch ein Risiko in jeder Ausgabe liegt und bezahlt werden will, welche Kosten die Propaganda eines Buches verschlingt — von alledem wollte er nichts wissen.

Wäre nun diese Rechnung richtig, dann hätte ja der Verlagsbetrieb Hinstorffs ein glänzendes Geschäft sein müssen, dem man ruhig auch einmal Kapital anvertrauen konnte, zumal man doch selber reichlich an dem Geschäft verdient hat!

Aber weit gefehlt! Im Jahre 1864 drängen mehrere Auflagen älterer Werke und der dritte Teil der „Stromtid“ sich zusammen, so daß die immerhin stattliche Honorarforderung von 7266<sup>2</sup>/<sub>3</sub> Taler zu Johanni 1865 herauskommen würden. Hinstorff hat gebeten, die Summe oder einen Teil bei ihm stehen zu lassen, und will sie ihm verzinsen. Hier die Antwort des Dichters:

„Du siehst, das Kapital wird zu Johanni 65 sehr groß werden, größer, als daß ich es auf die lange Bank hinauschieben lassen möchte, und wenn meine Bücher deine Lieblinge geworden sind, so habe ich nichts dagegen, und du wirst auch wohl klingende Gründe dafür haben; die in Frage stehenden Einnahmen sind dagegen die erste, reife Frucht einer Jahrelangen mühseligen Arbeit, und wer wills mir verdenken, wenn ich die reife Frucht pflücken will und sie nicht länger an dem Baume sitzen lasse? — Mit einem Wort, ich will im Besitz eines wohlervorbenen Eigentums kommen, und will darüber für meine alten Tage Dispositionen treffen. — Geldnot treibt mich allerdings nicht, dagegen habe ich mich durch den Verkauf meines Beschsels an den Dr. Siemerling in NeuB. geschützt.“ —

Aus diesen Worten geht hervor, daß der Dichter doch sehr wohl eine Ahnung von der Tatsache gehabt hat, die sich heute aus den Honorarabrechnungen klar ergibt: Daß Hinstorff sich damals nicht rühren konnte, weil die Reuterschen Honorare ihm die Ansammlung eines ausreichenden Betriebskapitales unmöglich machten.

Aber Reuter hat in seinem Verleger nie etwas anderes gesehen als den Drucker seiner Werke, der ihm das Risiko, das er einst zu Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit als Selbstverleger getragen hatte, abnahm und ihm die Honorare auszahlte. Für das, was Hinstorff sonst trieb und unternahm, hat er nie Interesse gehabt. Die Hinstorffsche Zeitung zu lesen, hat er keine Zeit. Von den Mühen und Sorgen des Freundes spricht er in — gelinde ge-

Ludwig Pietsch

Illustration zu „Ut mine  
Stromtid I Kapitel 4“  
Wismar, Rostock u. Lud-  
wigslust 1868



„Vor meinentwegen!“ säd Bräsig, „aber sieh bloß mal das Frölen an, wo das in die Rappstoppel mit die langen Klebäschen und das dünne Schuhzeug rümmer wrad!“ . . .

sagt — ironischem Tone. Als Hinstorff schwer zu kämpfen hat um sein neu gegründetes Blatt in Rostock, schreibt ihm der Dichter: „Du schreibst, du wolltest dein Alles daran setzen, das Blatt in Rostock durchzubringen — geht mich nichts an! Ich glaube aber, du solltest dein Alles daran setzen, mich zu behalten.“ Als die ersten beiden Teile der „Stromtid“ so glänzend einschlagen, erhöht der Dichter seine Honorarforderungen mit dem dritten Teil auf  $33\frac{1}{3}$  v. H. des Verkaufspreises. Er begründet diese Forderung mit folgenden charakteristischen Auslassungen:

„Du wirst das für unrecht halten und wirst mir mit einer Berechnung deiner Kosten und Auslagen entgegentreten, und ich werde dir antworten müssen: Lieber Hinstorff, es geht nicht anders, das Hemd steht einem näher als der Rock, ich muß dafür sorgen, daß ich in alten Tagen, wenn ich nicht mehr schreiben kann, zu leben habe, und daß meine Frau zu leben hat. Du hast jetzt drei große Etablissements, die du dein eigen nennst, die du durch Tüchtigkeit und Geschäftskenntnisse erworben hast; Ich habe keinen Fleck Erde, kein Dach, welches ich mein eigen nennen kann, und bin doch auch nicht ohne Kenntnisse in meinem Fach und doch auch nicht faul. —

Aber abgesehen davon — muß ich mich auf die einfache Tatsache beziehen, daß mir die obige Summe als Honorar angeboten ist, von verschiedenen Seiten angeboten, ohne daß ich eine Forderung gestellt hätte. Du siehst aus diesem Briefe, daß ich dir das Vorkaufsrecht lasse und daß ich auch fernher gern mit dir in Geschäftsverkehr bleiben will. Darum wirst du mir meine Forderung auch bewilligen.“

Das war das Druckmittel, welches Keuter immer wieder anzuwenden verstand: Übergabe seiner Werke in einen anderen Verlag. Denn er war völlig frei in seiner Verfügung. Aber jedes der zahlreichen Werke bestand ein Sonderkontrakt, der es dem Dichter erlaubte, jederzeit unter Rückkauf der noch vorhandenen Exemplare alle Rechte an dem Werk zurückzunehmen. Freilich, wenn er davon in den ersten Jahren keinen Gebrauch machte, so hatte das seinen guten Grund: Kein Verlag hätte ihm das geboten, was er von Hinstorff bekam. Als dann aber sein Ruhm stieg, als seine Werke, nicht zum wenigsten durch Hinstorffs Mithrigkeit, eine ungeahnte Verbreitung gewannen, da war es kein Risiko mehr für einen Verlag, mehr zu bieten, nun da die Werbung nichts mehr kostete. Es ist ein schöner Zug des Dichters, daß

er trotzdem seinem alten Verleger treu blieb.

Mit den Jahren gelang es Hinstorff auch immer mehr, ohne größere Schwierigkeit die Summen flüssig zu machen. Und vom Jahre 1872 an kauft auch der alle dreizehn Bände umfassende Vertrag, der die Auflageziffer auf 3000 Exemplare festsetzt — bei einem Honorar von 85 Pfennig pro Band.

Neuter war doch, wenn man so will, Hinstorffs Schicksal geworden. Seine unerbittlichen Forderungen hatten den Verleger gezwungen, sein Werk emporzusteigern zu höchster Leistung. Die Druckerei in Kostock war gegründet, um auch am Druck der Neuterschen Werke mitzuverdiene. Eins griff ins andere, der Absatz nahm zu und die Auflagen drängten sich. So kam auch für ihn die Zeit der Ernte. Im Jahre 1872 gestattete endlich Neuter das Erscheinen der ersten Volksausgabe. Damals erwarb Hinstorff gegen die Zahlung einer einmaligen, hohen Summe das Recht, zwölf Jahre lang so viel von dieser Ausgabe zu drucken, wie er wollte. Damit ist das große Geschäft gemacht worden.

So sind denn beide Männer zu ihrem Recht gekommen, der Dichter und sein Verleger.

Schade, daß die Briefe Hinstorffs nicht auch vorliegen, oder ob sie das Neuterarchiv birgt? Ob sie uns ähnliche Überraschungen bringen würden wie die Briefe des Dichters?

Denn die Züge, die hier an Neuter sichtbar werden, dürften manchen seiner Verehrer überraschen; sie stimmen nicht ganz zu dem üblichen Neuterbild. Und doch, wir möchten sie nicht missen. Der Sinn für Ordnung und Ökonomie des Daseins ist etwas, was dem niederdeutschen Menschen tief im Blute steckt. Der Respekt vor dem Geld, vor dem in harter Arbeit erworbenen Geld ist auch John Brinckman eigen. Das Problem der „Stromtid“ ist im Grunde das gleiche wie das des „Generalrheeders“: ein Stück des Ringens um die wirtschaftliche Existenz. Das nehmen wir Niederdeutschen ernst, sehr ernst, und für den, der hier nicht seinen Mann steht, haben wir eigentlich ein wenig Verachtung. Die bürgerlichen Tugenden der Sparsamkeit und Lüchlichkeit stehen bei uns hoch im Kurs — man denke auch an Thomas Mann. — So zeigt sich, daß eben der Dichter, der an seinem genialen Bummel leben fast zerbrach, der lange den Anschluß an die gesunde Bürgerlichkeit nicht finden konnte, daß auch er ausgesprochen bürgerliche Züge entwickelt und daß somit ein Erbteil des väterlichen Blutes in ihm aufwacht, das ihm Halt gibt. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir in der inneren Haltung, die aus diesen Briefen spricht, etwas von dem Charakter Johann Georg Reuters wiederfinden, des ernststen, schmallippigen, herrischen Mannes, in dem der Sohn stets fordernd wie richtend den Maßstab seines eigenen, oft irrenden Lebens sah.

## B ü c h e r

Literatur und Bücher bilden das Rückenmark der kulturellen Materie eines Volkes — sie sind das Skelett des Kulturkörpers. A. Sempf.

Die Bücher sind die Lehrer, die uns ohne Rute und Lineal unterrichten, ohne harte Worte und Drohungen. Wenn du dich ihnen näherst, so schlafen sie nicht; wenn du sie fragst, verschweigen sie nichts; mißverstehst du sie, so nörgeln sie nicht; bist du unwissend, dann lachen sie dich nicht aus. Deshalb ist eine weise Bücherei wertvoller als alle Reichtümer, und nichts Wünschenswertes ist würdig, damit verglichen zu werden.

(Richard von Burg, 15. Jahrhundert.)